

Heimgesunden.

Roman von Fr. H. Daun.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Esso konnte sich eines bitteren Gefühls nicht erwehren. Er seufzte. „Solch einem Glücksmenschen fällt natürlich alles in den Schoß. Ach, wer doch nur so viel von den Gütern dieser Erde besäße, um unabhängig von den Verhältnissen zu sein.“

„Nicht so traurig, Liebster! Verstehst du es denn zu wenig, ein stärkeres Vertrauen auf die Zukunft einzusößen?“

„Vergib, Schatz! Ich will mich zusammennehmen, — aber manchmal schlägt man eben oben durch. Ich beneide sogar diesen Asen, daß er täglich deine Gesellschaft genießen darf und ich immer ferne und sehne mich halb zu Tode.“

„Ach, die Erlaucht wird wenig Zeit für mich haben, denn er mit einer reichen Erbin — einer Seeburg — verlobt. Du mußt also keinen Anwandlungen von Eifersucht Raum zu geben, Feuerher!“

Sie sagte dies mit einem solch schelmischen Seitenblick, daß

wider Willen
heln mußte.
noch fühlte
eine gewisse
leichterung
der Mitteil-
ig und drück-
ihren Arm.
is Menschen-
voge schlug
er ihnen zu-
men. Eine
nterhaltung
r nicht mehr
iglich. Bald
den sie auch
der großen
le, die von
n brausenden
nischenstrom
üllt war.
ewig beweg-
ewig wech-
b — immer
selbe Bild.
Esso stand
seinem Ab-
Nur noch
nige Minu-
Der Schaff-
bat, einzu-
zen.

„So lange, so sehr lange seh' ich ihn nicht“, quoll es bitter Helma auf. Das Leid der vergangenen Tage ward lebendig. Sie in Auge, Hand in Hand standen sie. „Leb wohl!“ „Du auch!“

Ein leises Flüstern war's. Da hebt sie den Schleier und bietet ihm den Mund, ohne Scheu. Er küßt sie einmal — heilig.

Die Tür flappt. Der Zug braust aus der Halle.

Lange steht Helma, dann geht sie wieder heim und bringt es fertig, das Mütterchen durch muntere Reden von dem großen Schmerz abzulenken. Doch am späten Abend lauert sie im dunklen Winkel und weint sich das Trennungsweg vom Herzen herunter.

3. Verborgenes Feuer.

Weiche, wonnige Sommerluft strich über die grünen Halme der silbrig glänzenden, wogenden Ahrenfelder. Goldiger Sonnenschein lag auf den Fluren. — Graf Waldeemar ritt den breiten Damm entlang, der nach Schloß Seeburg führte. — Das alte Ritternest war zum modernen Bohnstübchen ausgebaut worden, aber der Baumeister hatte es verstanden, mit glücklicher Hand alle Klippen eines solchen Umbaues zu umfließen. Trotz allem Neuen war der architektonische Charakter des Bauwerks erhalten geblieben. Die alten Gebärdungen waren zum Teil abgetragen und bildeten herrliche Terrassen, über denen sich die Kronen mächtiger Ulmen und Linden schattenspendend erhoben. Die großen Räume umgaben den massiven Bau der Burg mit ihren vielen Erkern und Türmen und gaben demselben ein froheres Aussehen. Lustige kleine Hallen im Burghügel erhoben sich auf der breiten Ringmauer, und milderten den trübsamen Anblick der wehrhaften Burg. Das breite Eingangstor war unverändert geblieben.

Waldeemar ritt durch den düsteren Torweg, dessen Wände Waffen-Embleme zierten. Ein Reitknecht eilte herbei und nahm ihm das Pferd ab.

Der junge Graf stieg die breite Treppe hinan. Sein Blick flog in die Runde. So viel er auch spähte, kein helles, lustiges Kleid ließ sich blicken, kein munteres Lachen tönte ihm entgegen.

Auf der prächtig ausgestatteten Terrasse trat ihm die kleine Baronin entgegen. „Das nenne ich eine freudige Überraschung,



Die Marschführung eines den Vortrupp bildenden Bataillons.

Der Abstand der aufstehenden Vorhutkavallerie ist beliebig, ebenso der der Kavallerie von der Infanteriespitze. Die Entfernung der Infanteriespitze von der Spitzenkompagnie beträgt 400—500 Meter, von der Spitzenkompagnie bis zum Vortrupp 400—500 Meter. Dazwischen gehen Verbindungsleute oder -ritten in Fuß- und Reiterweise zu beiden Seiten des Weges.

besser Waldemar, allerdings, für mich, — Ihnen dürfte es weniger angenehm sein, denn die, welche Ihr Auge sucht, ist ausgestogen."

"Guten Tag, Frau Baronin! Ah, so ist Marga abwesend?"

"Ja, sie ist im Wagen mit ihrer Freundin ausgefahren. Schon am Mittag sind sie fort. Einige Vorräte haben sie mitgenommen, da sie beabsichtigten, irgendwo im Walde ein kleines Vidua zu zweien zu veranstalten. Ich kann Ihnen nun leider nicht einmal angeben, wohin sie sich gewandt haben, was ich Ihrewegen lebhaft bedaure. Denn um mich alte Frau heimzusuchen, haben Sie gewiß den Ritt von Hohen-Arnstein hierher nicht gemacht."

Ein leichter Schatten glitt über des Grafen Gesicht.

"Nicht doch, teuerste Baronin! Wohl kam ich her, um Marga zu sehen, aber ich denke, weil das nun nicht sein kann, werde ich doch nicht auf das Vergnügen eines Plauderstündchens mit Ihnen verzichten müssen."

"Das soll Ihnen werden, mit Freunden gehe ich darauf ein. Ist es Ihnen recht, so begeben wir uns auf die Kanonenbasion."

"Sie haben nur zu befehlen, Gnädigste."

"Also gut. Ich will nur eben dem Diener sagen, daß er uns einige Erfrischungen dorthin bringt. Sie werden müde und durstig sein von dem Ritt."

"Sehr lebenswürdig. Ich nehme mit Dank an."

Nachdem die Baronin den Auftrag erteilt, schritt sie mit Waldemar der Kanonenbasion zu. Diese hatte den Namen von zwei alten Feldschlangen, welche jetzt allerdings nur mehr als Zierde, in zwei stantierenden Nischen standen und mit ihren Mündungen auf den See hinaus dräuten.

Es war ein schönes Plätzchen unter dem Laubdach der rauschenden Linden. Der Blick schweifte frei über die glitzernde Fläche des Sees, an dessen Ufern die Salwe des Schilfes sich leise wiegten. Die wechselnden Konturen der jenseitigen Hügel ragten in das wolkenlose Blau des Himmels.

Waldemar ließ sich nieder.

"Ah — hier ist gut sein. Ich bin wirklich recht schafften müde."

Die Blide der Baronin hasteten mit einiger Sorge auf dem gebräunten, etwas schmalen Antlitz des jungen Mannes.

"Arbeiten Sie nicht ein wenig zu viel, Waldemar? Sie sehen angegriffen aus."

"Ach, das macht nichts. Es gibt viel zu tun. Der Anfang ist das Schwerste. Ich muß mich da in mir völlig bisher fremde Gebiete einarbeiten. Aber ich werde mein Ziel schon erreichen. Später habe ich es dann leichter. Doch, ich muß Ihnen bekennen, teuerste Freundin, daß mir die Arbeit eher ein Vergnügen, denn eine Last ist. Geschieht doch alles zum Besten meines Heimes, meines Besitzes. Das ist mein Stolz, dessen ich mich nicht schäme. Ich segne heute noch meinen damaligen raschen Entschluß. Weiß ich doch jetzt erst, was für eine Kraft in der heimischen Scholle steckt, die uns die Liebe zur Heimat ins Blut treibt."

Er hatte mit Wärme gesprochen und die alte Dame sah ihm freundlich in das erregte Gesicht.

"Das freut mich zu hören. Dann sind Sie glücklich und werden diesen Schritt auch nie bereuen."

"Nein — das geschieht nicht."

"Wie befinden sich Ihre Damen?"

"Danke, sie sind wohl und lassen bestens grüßen. Verzeihen Sie, daß ich mich dieses Auftrags nicht früher erledigte. Frau von Triebberg lebt förmlich auf und ich bin glücklich, daß sie infolge des Landaufenthalts und der neuen Eindrücke ihrem Kummer um den Verlust des Gatten nicht allzusehr nachhängt. Später werde ich den beiden die Wohnung des idyllisch gelegenen Gutes Heimsdorf herrichten lassen, dort können sie dann ungestört leben, wenn es auf Hohen-Arnstein einmal lebendiger werden wird."

"Sie sind ein guter Mensch, Waldemar! Sie denken an alles!"

"Das fuhr der Baronin so heraus."

"Ich hoffe es zu sein, beste Freundin."

"Wie hat sich Fräulein Helma eingelebt?"

"O, die ist ganz entzückt von ihrer neuen Heimat. Spricht sie auch nicht in überschwenglichen Worten davon, was bei ihrer ruhigen Art nicht gut möglich ist, so merke ich es doch an ihrem ganzen Gebaren. Die Mutter hegt sie mit einer wahrhaft rührenden Sorgfalt."

"Das arme Ding wird froh sein, aus dem Getriebe und Gehäse des lauten Berlin heraus zu sein. Obwohl die Aussichten für so ein junges Mädchen im Hinblick auf die Zukunft auch keine allzulänzenden genannt werden dürfen."

"Da haben Sie gewiß recht, — aber ich hoffe, daß sich für Helma gewiß noch einmal eine sichere Partie wird finden lassen, obgleich ein armes Mädchen so gut wie keine Aussichten hat. Sie ist ein in sich gefestigter, abgeklärter Charakter, soviel ich sie in der kurzen Zeit habe erkennen können."

"Ich bin nur froh, daß die neuen Bewohner sich so gut anlassen. Am geheimen habe ich manchmal Befürchtungen gehegt, es möch-

ten Ihnen Unbequemlichkeiten daraus erwachsen. Doch es scheint ja vollste Harmonie auf Schloß Hohen-Arnstein zu herrschen."

"Ja, das ist sicher der Fall."

"Leider kann ich nicht das gleiche von Seeburg sagen."

Ein Seufzer begleitete die Worte der alten Dame. Waldemar sah besorgt auf.

"Ihre Worte beziehen sich auf Margas Gast?"

"Ja, — man soll von einem Gastfreunde nichts Ableses erwarten, aber ich glaube mit Ihnen doch eine Ausnahme machen zu können, wenn ich Ihnen anvertraue, daß die Anwesenheit der Frau de Mezinnes keinen guten Einfluß auf Marga ausübt."

"Auch ich habe die gleiche Beobachtung gemacht."

"Daß die Dame mir nicht gefällt, ist schließlich Nebensache. Aber daß sie über unsere Art, zu leben und unser Dasein anfüllen, sich herablassend äußert, weil sie es anders hält, ist seit allgemeiner Angelegenheit und geht auch Sie an."

"Wich, — ich wüßte nicht, inwiefern die Dame dazu sich mit mir zu beschäftigen?"

"Direkt wird sie ja auch nie eine Kritik an Ihnen wagen, aber ich höre so manche malitiose Bemerkung, die nur auf Ihre Schwächen gerichtet sein kann. Eben weil sie die Sache so versteht, behauptet und Marga als ein armes, verratenes Opferlamm hinstellt. Begegnung Ihrer Willtür einmal wird preisgegeben sein, erschwert ein Leben gegenarbeiten."

"Mir ist die nachteilige Einwirkung der Frau de Mezinnes auf Marga schon aus dem veränderten Benehmen derselben gegenüber aufgefallen."

"Also doch! Mein Gott, wohin soll das führen. Sie erschrecken mich wirklich. Wo hat Margas Reizbarkeit sie schon zu Ungehörigkeiten gegen Sie veranlaßt?"

"Verabigen Sie sich bitte. Zur Besorgnis ist vorläufig kein Grund vorhanden. Ich hoffe, daß Margas gesundes Empfinden über diese absurden Ideen siegen wird. Schon lange mir meine Braut Sorgen. Seit ich den bunten Rod ausgespielt habe, züht sie mir. Ich weiß es. Sie hat es nicht vergessen, dieser Schritt ihr den Weg in die große Welt versperrt, von der sie sich Wunder verspricht. Das ist leider keine vorübergehende Marotte, sondern in Margas Wesen tief begründet. Sie ist leidenschaftliche, tief angelegte Natur und hat viel Sinn für Überwältigendes vom Leben. Ihre Zukunft liegt zu klar vor als daß sie daran große überraschende Erwartungen knüpfen könnte. Ich bin schließlich auch nur ein Durchschnittsmensch und von der Seite sind übermenschliche Dinge nicht zu erwarten. Eine ganze Zeit beobachte ich diesen ungesunden Drang nach Rätsel des Lebens in ihr. Der Besuch dieser Freundin, an der mit leidenschaftlicher Liebe hängt, hat die Sache nur verschlimmert."

"Aber besser Waldemar, das ist ja ganz entsetzlich — soll denn nur daraus werden?"

"Das müssen wir der Zeit überlassen. Wir können nichts tun. Jeder Widerstand würde nur verschlimmern — nicht besser."

"Ach, wenn doch diese Französin erst wieder fort wäre, sie scheint dazu noch keine rechte Lust zu verspüren."

Waldemar lächelte. "Run, ich hoffe Mannes genug zu um ihren Einfluß auf Marga zu brechen, — wenn es da ankommt. Einmal muß sie ja doch das Feld räumen!"

"Wenn sie nur nicht inzwischen Unkraut gesät hat."

"Das werden wir auszrotten, liebe Baronin. Marga liebt diese Gewißheit allein beruhigt mich, sie kann mich nicht geben, mir nicht verloren gehen. Wir werden fest zusammenstehen, nicht wahr — wir lassen sie uns nicht entreißen."

"Das soll ein Wort sein, ich stehe fest an Ihrer Seite Margas Besten und Glück."

Sie reichten sich die Hände, es war wie ein Bündnis.

Zur selben Zeit saßen die beiden Personen, über die Graf und die Baronin sich unterhielten, auf der Kuppe des Hügels am Fuße statlicher Birken. Sie hatten einige der genommenen Erfrischungen verzehrt und blickten schweigend die weite Landschaft hinaus.

Heloise de Mezinnes war ein Weib von eigenartigem Klein und zierlich von Wuchs, trug sie stets große, runde von dunkler Farbe. Hände und Füße waren überaus fein und liebt, sie war sich dessen bewußt und kolettierte genug damit.

Ihre Gesichtsfarbe war hell wie Elfenbein, ihre Haare schwarz und leicht gewellt und sehr sorgfältig frisiert. Die nachdenklichen Augen waren von großer Lebhaftigkeit und irrten beständig umher. Sie war stets in großer Toilette und lebte anscheinend in guten Verhältnissen. — Einen festen Wohnsitz hatte sie oder doch nur eine gewisse Zeitlang.

Margas Herz wußte sie schon in der Genfer Pension zu gewinnen und diese hielt viel von dem Urteil der erfah-

Freundin, die so jung schon Witwe war. Von ihrem Gatten er-
scheint man so gut wie nichts. Marga kannte ihn nicht, da die
Ehe nur zwei Jahre gedauert hatte.

Gelose war schon einmal auf der Seeburg gewesen, aber
nie so lange wie jetzt. Sie verstand ihre Rolle in der großen Welt
allem spielen und war in den Hauptstädten der Großmächte zu
hause. In Waldemar wußte sie sich nicht recht zu stellen. Dem
jungen Mann war ihr dreistes Wesen und die selbstsichere, über-
sichtliche Art des Auftretens zuwider. Nach seinem Urteil streifte
zu ihr Dasein stark in das Abenteuerliche hinüber.

Ihre Beziehungen zu allerhand Geistesgrößen, mit denen
sie zu imponieren versuchte, minderten diese Erkenntnis nicht.
Er empfand bald, daß er in ihr eine Freundin besaß, als er auf
ihre Aufmerksamkeitsversuche nicht einging.

Dennoch behandelte er sie mit der ausgesuchten Zuverlässigkeit
seit, welche einem Gast des Hauses seiner Braut zutram.

Marga sah in die ihr so vertraute, anmutende Landschaft. Die
sich schenken, fast lauernden Blicke der Freundin gewahrte sie nicht.
Auf einen hellglänzenden Punkt weit draußen hinweisend,
sagte sie: „Sieh, liebste Gelose, das Hütlein dort drüben ist die
Fahnenstange an der Flaggenstange auf Seeburg. Wie weit man
hinaus sehen kann. Etwas mehr rechts, die dunkle Silhouette des
Berges, ist Hohen-Arnstein. Man sieht nur wenig von dem
alten Bergfried, die Linden decken ihn. Ist es nicht schön hier?“

Gelose blühte angelegentlich in die hügelige Ebene. Dann
begann sie zu sprechen. Ihr Deutsch hatte einen harten Klang.

„Du hast recht, Liebste! Es ist ein schönes Landschaftsbild.
Es gibt deren viele in der Welt. Ich liebe im allgemeinen diese
lichten, sanften Bilder weniger. Eine recht groteske Bergland-
schaft mit ragenden Klippen und tosendem Wassersturz findet eher
meinen Beifall. Da liegt eine ganz andere Kraft des Ausdrucks
und eines Schöpferswillens darin. Solche ruhige Naturen erzeugen
keine mächtigen Menschen. Es lebt sich still und friedlich in
ihnen. Es herrscht die Ruhe der Unschlüssigkeit darin vor.“

„Es ist meine Heimat, Gelose, und ich hab sie lieb.“

„Das ist nur natürlich. Aber dennoch scheint das Leben, welches
in deiner Heimat führt, dich nicht zu befriedigen. Und das
ist mir nicht unbegreiflich. Ja, Süße, sieh mich nicht so entsetzt an.
Ich habe dich mit den warmen Augen einer treuen Freundin
betrachtet und bin zu einem betrübenden Resultat gekommen.“

Marga sah erschrocken auf Gelose. „Was willst du gefunden haben?“

„Daß du, die Erbin von Seeburg, die Braut des Reichsgrafen
von Hohen-Arnstein, ein unbefriedigtes Dasein führst — mit
meinem Wort nicht glücklich bist.“

Marga sah finster ins Leere. Nach einiger Zeit antwortete sie:

„Und was fehlt mir zu meinem Glück, nach deiner Meinung?“

„Nichts Außersichliches! Du mußt dich in dir selbst finden, aus
selbst heraus gefunden, denn du bist krank, Marga!“

Diese Worte klangen bitter auf. „Laß das nur Tante Dorette nicht
hören, sie wäre imstande, mich einer Schwelgerei zu unterziehen!“

„Die Baronin ist eine seelengute Frau, aber derlei Krank-
heiten wird sie nicht verstehen. Gesetze es mir, deiner besten
Freundin, nur ruhig ein, daß diese tödliche Langeweile eines so
tätigsten gleichmäßigen Dahinvegetierens deinen regamen Geist
unheilvolle Fesseln geschnitten hat.“

„Und wenn ich dies eingesteh, was folgerst du daraus und
welchen Zweck sollte das haben?“

„Daß wir auf Abhilfe fassen müssen!“

„Du kannst mir nicht helfen. Zuviel steht meinen Wünschen
Bege!“

„Doch nur du selbst!“

„So, was sollte ich nach deiner Meinung tun? Was kann ich
unternehmen?“

„Dich vor allem frei machen.“

„Das ist ein gewichtiges Wort. Es schließt viel in sich, wozu
den Mut nicht finde.“

„Ich werde dir zur Seite stehen. Das ist einfach meine Pflicht.“

Marga vermochte ihre Erregung nicht länger zu bemeistern.
Sie sprang empor. Jeder Nerv an ihr zuckte.

„Mir kann niemand helfen. Mich bindet mein Wort und —
ein Herz. Mit tausend Wünschen zieht es mich hinaus in die
weite, unbekannte Welt, die wie ein leichter Strom weit draußen
hinfließt. Ich fühle Kräfte in mir, die ich entfalten möchte
und die mir verheißt, daß ich mehr sein könnte als ein Weib,
sich am Morgen schmückt, um eine schöne Staffage prächtiger
Männer abzugeben. Personen, die mir teuer sind, haben mich
nicht, aber ich darf nicht selbständig denken, nicht eigenwillige
Wünsche hegen, die über den Rahmen ihres Schablonenwesens
hinausgehen. Ich komme mir manchmal vor wie ein bunter
Fisch, den man in einem vergoldeten Bauer hält. Alles steht
in meiner Verfügung, aber eines darf ich nicht, was alles andere
verleiht — Mensch sein!“

„Du bist ein Spielball deiner eigenen Schwäche. Sei hart
und brich die Tür deines goldenen Käfigs auf. Oder fehlt es dir
an Mut hierfür?“

„Nicht Mut allein gehört hierzu. Ich müßte liebe Personen
kränken und das würde mir nicht allein Schmerz bereiten, sondern
auch eine Schuld auf mich laden. Davor bangt mir.“

„Du bist kindisch. Raffe dich energisch auf. Tue den ersten
Schritt, wer kann es dir verargen, wenn du einmal und sei es
auch nur eine Zeitlang, dir selbst leben willst, — einmal aus
eigener Anschauung dir ein Urteil bilden möchtest, deine Kräfte
walten lassen willst. Sonst laß das Klagen, es führt zu nichts
und füge dich in dein Geschick.“

„Das kann ich auch nicht. Aber was du soeben andeutest,
darüber ließe sich reden. Eine Zeitlang einmal nach meinen eigenen
Neigungen leben, das darf mir niemand verübeln, noch wehren!“

„So will ich dir mit positiven Vorschlägen beistimmen, denn
sieh, Leutke, ich habe schon seit einiger Zeit über deine Lage
nachgedacht und deine Umgebung studiert. Dein Verlobter ist
ein großer Kavaliere, aber ob er sich so recht in die Seele eines
warmblütigen Weibes hineinzudenken versteht, das wollen wir
nicht näher erörtern. Für ihn wäre ein Wesen wie seine Ver-
wandte Helma von Triebberg-Arnstein wie geschaffen. Die hat
das Zeug dazu, als Guts- und Schlossfrau in den ländlich-sitt-
lichen Interessen eines Landedelmannes sich auszuheben.“

Marga zog die Stirne kraus. Es berührte sie peinlich, daß
Gelose einen Vergleich zwischen ihr und Helma heranzog.

„Wie kommst du darauf?“

„Auf ganz natürliche Art, welche zum Vergleich förmlich
herausfordert. Genau so forstest wie dein Bräutigam benimmt
sich das junge Mädchen!“

Die Französin war eine zu gute Menschenkennerin, um nicht
sofort zu erkennen, daß die beiden geradstimmigen Naturen ihr
keine Freundschaft entgegenbrachten und suchte sie in Margas
Augen herabzusehen.

„Waldemar ist ein guter Mensch und hat mich sehr lieb!“

„Das schließt indes nicht aus, daß er deiner Sinnesart recht
wenig Verständnis entgegenbringt. Hör mir zu, ich will dir einen
Vorschlag machen, der für alle annehmbar ist. Wie du weißt,
gedenke ich mich in Berlin niederzulassen. Ich kenne die deutsche
Metropole noch sehr wenig, habe aber günstige Verbindungen
dort. Wie wäre es, wenn du mich dort besuchtest und eine Zeit-
lang deinen Neigungen nachlebstest. Du hättest die beste Gelegen-
heit zum Studium von Welt und Menschen.“

Marga hob freudig überrascht den Kopf.

„Ach, Einzige, das wäre ja herrlich. Da bin ich ja mit einem
Schlage meinen Wünschen näher gerückt und darf hoffen, daß dies
Projekt auch den Beifall meiner Angehörigen, oder doch minde-
stens deren Zustimmung haben wird. Wie lieb von dir!“

Sie eilte auf die Freundin zu und umarmte sie.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Abend.

Eine heitere Geschichte aus erster Zeit von Paul Blis.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Peterßen trat ein. Er war wie aus den Wolken gefallen. Er
begriff noch nichts. Alles um ihn herum schwebte in rosen-
roter Glückseligkeit. Die vielen kleinen Päckchen an seiner Hand
kloperten unausgesetzt aneinander; denn seine Finger zitterten
lebhafte. Mit einmal, ohne zu wissen wie, stand er im Zimmer
und stand dem kleinen Fräulein gegenüber. Aber der Kleinen ging
es nicht viel besser als ihm; auch sie stand verlegen und wortlos da.

Nun erbatte sich Mutterchen wieder mit Päckchen. „So
Herr Peterßen jetzt hier ist, kannst du dich bei ihm entschuldigen“,
sagte sie zu ihrer Tochter.

Doch schnell ergriff der junge Mann nun das Wort: „O,
bitte sehr, wenn sich hier jemand zu entschuldigen hat, so bin ich
es! Jawohl, nur ich ganz allein! Erstens muß ich mich bei dem
Fräulein entschuldigen, daß ich so led war, und zweitens muß
ich Sie nochmals um Verzeihung bitten, daß ich hier so ins Haus
falle! Aber ich —“

Weiter kam er nicht; denn lächelnd ergänzte die alte Frau:
„Ich weiß schon alles: Sie kommen morgen zum Militär, und
dieser Abend hat Sie übermütig gemacht. Stimmt das?“

Peterßen lächelte, lächelte glücklich. Diese liebe, gutherzige
alte Frau! Alles verstand und fühlte sie! Er hätte sie gleich
umarmen können.

„Ja, es stimmt“, sagte er freudig.

Mutterchen nickte ihm zu, nahm ihm die Päckchen aus der
Hand, legte sie auf den Tisch und schob ihm einen Stuhl zu.

„So, jetzt setzen Sie sich mal erst; sonst kommen wir vor lauter
Entschuldigungen überhaupt nicht weiter.“

Peterfen sah. Ganz beglückt sah er von der Mutter zur Tochter und dann zu seinen Paletchen — sagen konnte er jetzt beim allerbesten Willen kein Sterbenswörtchen.

Da aber auch das Töchterchen hartnäckig schwieg, so mußte die liebe, alte Frau wieder Rat schaffen.

„Zum Abendbrot kommen Sie nun leider zu spät, Herr Peterfen; denn wir haben es eben beendet.“

Oho, dachte der mutige Kriegermann jetzt, das wäre ja noch schöner! Und schnell rief er: „Im Gegenteil! Jetzt soll es ja erst losgehen! Dies alles habe ich ja doch nur für uns eingelaufen!“

Und eins, zwei, drei, begann er mit Messer und Dosenöffner zu arbeiten, so daß in wenigen Minuten alle seine Herrlichkeiten zur Schau standen.

„Was für leedere Sachen!“ bewunderte die Mutter in ehrlichem Erstaunen.

„In dieser Zeit der Knappheit solche Fülle! Die reine Verschwendung das!“

„Es ist ja mein letzter Zivilabend,“ entschuldigte er, „da kann schon mal was draufgehen! Nur haben wir — wie ich erst jetzt sehe — eine große Hauptsache vergessen: es ist leider kein Brot dabei!“

„Nun, das kann ich mal ausnahmsweise liefern — das heißt, wenn Sie mir Ihre Brotart geben!“ scherzte die alte Frau und ging in die Küche.

Jetzt standen sich die jungen Leute allein gegenüber; einen Augenblick sahen sie sich schweigend an.

Doch dann begann er bittend: „Zürnen Sie mir noch, Fräulein, daß ich so unglaublich feck war?“

Sie erwiderte lächelnd: „Sie hätten ja wohl auch Grund, mir zu zürnen, daß ich Sie so stehen ließ.“

Da kam das Mutterchen zurück mit Brot und Tellern. Sprang Lotte auch hinzu, und schnell war der Tisch gedeckt. Peterfen war glücklich. Aber bei all seinem Glücke war er nun doch nicht recht, wie er es anfangen sollte, sein Vorhaben anzubringen. Ratlos stand er vor dem appetitlich gedeckten Tische.

Doch wieder half das Mutterchen nach: „Na, der Tisch wäre jetzt gedeckt, also, ich bitte sehr!“

Peterfen sah flehend zu Lotte. Die aber sagte verlegen: „Wir haben doch schon zu Nacht gegessen.“

„Aber Sie haben es mir doch gesprochen“, bat er.

Da nahm die gute alte Frau einen Stuhl, setzte sich an den Tisch und lächelnd: „Auch ich habe zwar nichts gegessen, aber für solche Delikatessen die uns wirklich nicht jeden Tag boten werden, dürfte wohl schon eine Verwendung da sein!“

Alle drei ließen sie es sich nun schmecken, und bei heiteren Worten guter Laune wurden die Schüsseln und Teller schneller leer, als man geglaubt hätte.

Dann aber kam die Überraschung: Schmunzelnd ging das Mutterchen zu dem Schrank und brachte eine Flasche Rheinwein zutage.

„Dieser Rüdesheimer liegt schon lange bei mir — er ist ein Geburtstagsgeschenk meines Bruders, — ich wollte warten, bis sich eine passende Gelegenheit zum Aufmachen fände, und mir sehr diese Gelegenheit ist jetzt gekommen. Sie haben uns bewilligt, Herr Peterfen, jetzt lade ich Sie zu einem Glase Wein bei mir ein: es gilt ja Ihren letzten Abend!“



Der Zar segnet ausziehende Truppen mit einem heiligen Bild. (Nach einer englischen Zeitschrift.)

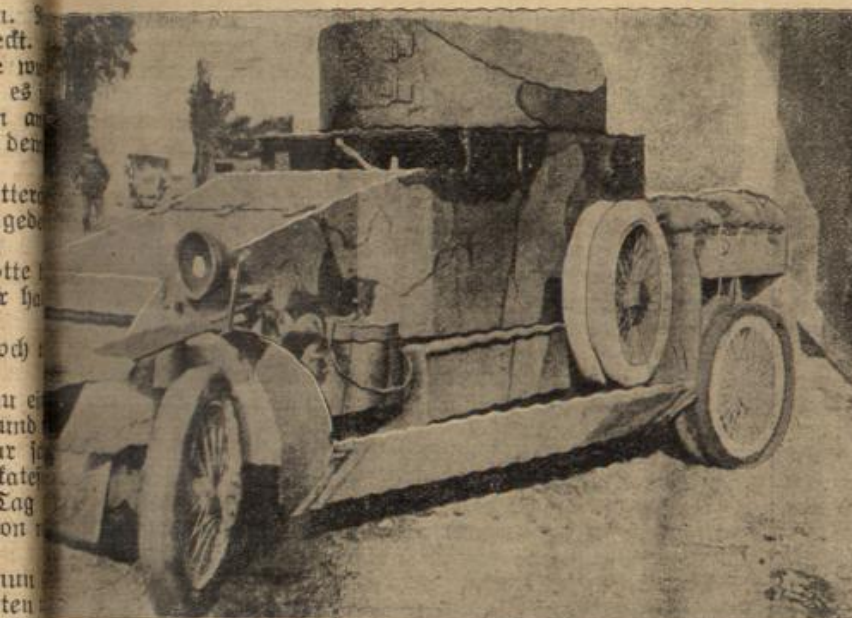


Hirschfütterung bei Märztag. Phot. Aufnahme von Paul Heidenhaus in Märzschlag.

Sie sahen sich an, lachten sich an, und dann hielt er ihr die Hand hin, in die sie nach einigem Zögern die ihrige legte, die er zuerst fest und herzlich drückte und dann ganz schnell, bevor sie dieselbe zurückzog, einmal heiß und innig küßte.

O, wie da Petersens Augen leuchteten! Was für eine Freude war dies Mutterchen!

Goldig hell funkelte der Wein in den blinkenden Gläsern, gluckend erlangen, als man sich zutrunk. Was für ein Glück!



Sie von den Engländern mit großen Ankündigungen auf den Kriegsschauplatz gebrachten Panzerautomobile (nach englischer Darstellung).

Da dies noch geworden! Der junge Kriegermann sah da und überdachte alles noch einmal, und er mußte sich sagen, daß ihm in ganz besonderer Glückstern geleuchtet hatte.

Da sagte das Mutterchen: „Nun aber verraten



Neue Frauen-Uniformen bei der Eisenbahn: Die Schaffnerin in ihrer neuen vorchriftsmäßigen Berufstracht. Photos Berl. Illustr. Ges.

Gläser zusammen und glücklich waren die Blide, die n sich trafen. — Dann erzählte der beglückte junge ann, wie so einsam sein Leben bisher gewesen, wie er utterseelenallein dagestanden, immer nur seiner Arbeit lebt hatte. Aber das sollte nun anders werden, ganz ders! Wenn der Himmel ihm Glück gäbe, so daß er und gesund wiederkäme, dann — ja, dann wußte er



Gesandter von Stumm,

bisher Dirigent der politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes, wurde zum ersten Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt ernannt. Phot. Perscheid.

Da nickte die Mutter der Tochter zu und heiter: „Siehst du nun, mein Kind,

das Böse hast du gewollt und das Gute erreicht.“

Lottchen nahm fröhlich ihr Glas und stieß mit Peterjen an: „So wollen wir uns also wieder vertragen: Ich trinke auf Ihr Wohl, auf Ihr Glück und auf ein gesundes Wiedersehen, Herr Peterjen!“

„Und ich danke Ihnen sehr, Fräulein Lottchen!“

Lustig klangen

nun, wo er ein ruhiges und trauliches Plätzchen finden würde, vorausgesetzt, daß er eben wiedertommen dürfe.

„Aber gewiß dürfen Sie das, Herr Peterjen,“ antwortete die alte Frau treuherzig, „auch wir leben ja so allein und zurückgezogen, auch wir können gern ein bißchen lustige Unterhaltung brauchen.“

Peterjen dankte ihr herzlich, dann sah er zu Lottchen hinüber, und als auch sie ihm schnell die Hand hinreichte, da war der gute Junge so glücklich, daß er dies kleine Händchen ein paarmal herzlich küßte. — Natürlich mußte er versprechen, bald und regelmäßig zu schreiben, wofür er die Zusage bekam, daß man

ihn recht häufig durch Liebesgaben erfreuen würde.

Als es dann zum Abschiednehmen kam, da hatte die alte, liebe Frau noch eine allerletzte Überraschung. Sie brachte eine kleine Schachtel, legte sie dem jungen Manne in die Hand, und mit leicht erzitternder Stimmesagte sie: „Dies

ist eine Medaille, die noch von meinem Urgroßvater stammt. Sie hat uns in der Familie Glück gebracht. Wenn irgendeiner von uns etwas von Wichtigkeit unternahm, immer hat er diese Medaille bei sich gehabt. Zuletzt hat sie mein Mann im siebenziger Feldzug getragen, und sie hat auch ihn beschützt. Gewiß, ich gebe zu, es ist ein Stüd



Neue Frauen-Uniformen bei der Eisenbahn: Stredenhau-Arbeiterin in ihrer neuen vorchriftsmäßigen Berufstracht. Photos Berl. Illustr. Ges.



Ein Haus aus dem Feuerbereich von Etain.

Trotz es trotz der zahlreichen und schweren Treffer nicht zusammengeklüftet ist, mag als ein besonderer Glücksfall anzusehen sein.

Aberglaube dabei; aber wenn man so alt geworden ist wie ich, dann kann man schwer von seinen alten Gewohnheiten lassen. — Tim Sie mir den Gefallen, tragen auch Sie die Medaille; hoffentlich wird sie auch Ihnen zum Talisman!"

Peterfen war ernsthaft gerührt und ergriffen. Er küßte der guten Alten dankbar die Hand und versprach ihr, alles zu tun.

Dann drückte man sich noch einmal die Hand — ein letzter Gruß, ein letzter Blick, ein letztes „auf Wiedersehen" — und schnell ging er in die Nacht hinaus.

Glücklich kam er nach Hause. Was war aus diesem letzten Abend geworden! An ein flüchtiges Erlebnis hatte er gedacht, und nun war es eine glückstrahlende Hoffnung für die Zukunft geworden, eine Hoffnung, die ihm Mut und Stärke gab, alles zu ertragen, was auch kommen möge!

Die Sache kam aber doch wesentlich anders, als sich der gute Peterfen gedacht hatte. Zwar war er ja auf schwere Arbeiten, Entbehrungen und Strapazen des „Schippers" gefaßt gewesen; daß aber solche Kiesenanforderungen an seine Leistungsfähigkeit gestellt werden würden, das hatte er denn doch nicht vorher geahnt.

So kam es denn, daß er abends, wenn sein schweres Tagewerk vollbracht war, oder wenn er irgendwo ein bißchen Ruhe fand, ganz schlaff und matt umfiel und wie ein Toter schlief.

Aber wie ein gesunder junger Mensch sich an alles im Leben gewöhnen kann, so ging es schließlich auch ihm. Die fortdauernde Beschäftigung in freier Luft, das gesunde Ausarbeiten der Glieder belam dem Stubenhocker besser als er es je gehofft hatte.

Nach wenigen Wochen bereits hatte er das Schwerste überwunden. Und wenn es dann noch manchmal haperte, dann riß ihn der Gedanke an die große Sache des Vaterlandes empor, dann feuerte ihn das Vorbild, das er bei seinen lieben Kameraden fand, zu neuen Taten an, und nicht zuletzt gab ihm die Hoffnung auf sein stilles Liebesglück der Zukunft auch immer wieder Mut und Kraft, seinen schweren Beruf reiflos zu erfüllen.

Lotte und ihre Mutter hatten Wort gehalten. Viele Liebesgaben und noch mehr Briefe und Kartengrüße hatten den jungen Krieger oft und innig gefreut, so daß er manche heimliche und trauliche Viertelstunde im Gedanken an die Heimat verbracht hatte.

Natürlich trug er die Medaille, die das Mutterchen ihm gegeben, unter der Jacke auf der Brust, sie war auch ihm jetzt wie ein Talisman, schon weil sie ihn mit der lieben Heimat verband.

So ging er denn mit stiller Ausdauer seinem schweren Tagewerk nach. Er sagte sich zwar, daß kein Bericht des Generalstabs die Taten der „Schipper" erwähnen würde; aber er wie seine Kameraden wußten nur zu genau, wie wichtig all ihre Taten waren, wie sie den angreifenden Soldaten oft erst die Wege bahnen mußten, und das hehre Bewußtsein, so im stillen dem Vaterlande zu dienen, das erhielt sie alle immer wieder aufrecht.

Oft, wenn sie vorn an der Front an neuen Verschanzungen und Hindernissen arbeiten mußten, war dann auch ernste Gefahr mit seiner Tätigkeit verbunden. Ein paarmal hatte er schon die Kugeln um sich herum laufen gehört, aber bisher war es noch immer glücklich abgegangen. Dann aber kam der schlimme Tag vor Peronne! Wieder lagen sie ganz vorn. Granaten und Schrapnells plagten rechts und links, die Schipper jedoch taten unbeirrt ihre schwere Arbeit weiter. — Plötzlich merkte Peterfen, daß er getroffen war. Zuerst spürte er nur einen Ruck und einen ziemlich scharfen Schlag, dann fühlte er einen Stich an der Schulter, und dann rann ihm das Blut warm am Körper herunter. Seine Kräfte verfliegen — wie ein gefällter Baum sank er um.

Erst im Stappenlazarett kam ihm das volle Bewußtsein wieder. Lächelnd stand der Arzt an seinem Lager.

„Sie haben Glück gehabt," sagte er, „hier diese Medaille hat Sie gerettet. Die feindliche Kugel hatte sie zuerst durchgeschlagen, so daß nur eine nicht allzu schwere Schulterwunde entstand. Ohne die Münze wäre es sicher ein tödlicher Treffer geworden."

Da nickte der gute Peterfen dankerfüllt — sprechen durfte er noch nicht — dann schickte er ein Dankgebet zum Himmel empor, und sein zweiter Gedanke eilte zu der lieben Spenderin, die seine Lebensretterin geworden war. —

Später, als er transportfähig war, kam er in ein Reserve-lazarett. Von hier aus wollte er schreiben. Aber er unterließ es und dachte: Lieber persönlich, um so größer wird dann die Überraschung sein! Schon nach wenigen Wochen war er so weit, daß er zur Erholung in die Heimat reisen durfte. — Wie klopfte sein Herz vor Ungeduld, als er wieder die Treppen zu den Damen emporstieg. Zwar hatte er sie auf seine Ankunft langsam vorbereitet; genaueres aber hatte er noch nicht verraten — das eben sollte seine persönliche Überraschung werden.

So waren denn Mutter und Tochter über alle Maßen erstaunt und erfreut, als er bei ihnen ankam. Zwar trug er den linken Arm noch in der Binde, auch das Gesicht war etwas schmal und bleich, aber aus den Augen lachte ein frohes und gesundes Herz.

Nach den ersten Begrüßungen ging es dann ans Bericht. Atemlos saßen Mutter und Tochter da und hörten zu, was Peterfen erzählen hatte; oft genug lief ihnen ein Grausen über den Rücken. Als er dann wortlos, mit stillem Lächeln, die durchgeschlagene Medaille auf den Tisch legte, da rannen den beiden sofort doch die hellen Freudentränen aus den Augen.

Der glückliche Peterfen aber trat zu der alten Frau, reichte ihr die gesunde Hand hin und dankte ihr für die Lebensrettung. Mutterchen jedoch konnte sich nicht helfen, sie zog — im Schwange des Glückes — den jungen Krieger in ihren Arm, gab ihm einen Kuß auf die Stirn. „Denken Sie, ich wäre ja die Mutter", sagte sie.

Da lächelte er schelmisch und meinte: „Aber Mütter pflegen lieber auf den Mund zu küssen."

Und die Alte nickte, trat zu ihm und gab ihm einen warmen Kuß auf den Mund: „So, mein Sohn, jetzt darfst du froh sein, nicht wahr?"

Nun nickte Peterfen glücklich, sah zu Lotte hin und sagte: „Darf die Mutter mich ihren Sohn nennen?"

Da sah die Kleine verschämt nieder, doch ihr Blick sagte wohl, daß sie sein sei für immer. Stumm legte er den gesunden Arm um seine Braut und zog sie in Liebe an sich.

Mutterchen faltete still die Hände.

Die Vorläufer der Genfer Konvention

Über die grausame Kriegsführung des Mittelalters haben empfindsame Gemüter längst den Stab gebrochen und völkerrechtlichen Abmachungen, vor allem aber die Genfer Konvention von 1864 und ihre in Petersburg, Brüssel und im nord-vollzogenen Ergänzungen als Errungenschaften einer verfeinerten Kultur hochgepriesen. Ganz abgesehen davon, daß der Kriegslaut „roh gewalttätig handwert" und „schrecklich wie des Himmels Plagen" ist und bleibt, tun wir dem Mittelalter unrecht, wenn wir ihm „unsere Genfer Konvention" als einen der Besten neuzzeitlich humaner Kriegsführung entgegenstellen.

Die Genfer Konvention als das Lebenswerk des großen Menschenfreundes Henri Dunant, dem wir die segensreiche Einrichtung des „Roten Kreuzes" verdanken, in Ehren. Aber sie ist im Mittelalter Vorläufer gehabt, ziemlich viele und berühmte sogar. Denn es existierten von 1581—1800 nicht weniger als zweihundertsechzig, also beinahe dreihundert „Cartels, Capitulations- und sonstige Verträge" zwischen den kriegsführenden Parteien, die alle denselben Zweck wie die Genfer Konvention verfolgten. Der einzige Unterschied besteht nur darin, daß die Verträge meist von Fall zu Fall geschlossen wurden, während dauernde internationale Charakter der Genfer Konvention rechtlich bindend von und für alle Signatarmächte garantiert.

Der älteste dieser Verträge ist die am 30. November zwischen Alessandro Farnese, Fürsten von Parma, und der Tournay geschlossene Kapitulation, nach der die Verwundeten und Kranken von der Ranzionierung befreit waren. Während Dreißigjährigen Krieges, der alles verwilderte, fand natürlich dieser Hinsicht ein Stillstand statt. Trotzdem kamen 1642 in zwischen dem Deutschen Reich und Schweden, sowie dem Reich und Frankreich und Kurbayern und Schweden 1646 Verträge zustande, nach denen gefangene Feldgeistliche ohne Ranzion gegeben werden mußten. Der am 26. Mai 1673 zwischen den neutralen Staaten und Frankreich abgeschlossene Vertrag räumte Ärzten, Chirurgen, Feldscherern, Apothekern und ihren Gehilfen dieselbe Vergünstigung ein, was von 1675 allgemeine Krieges wurde, in die schon vorher auch die gefangenen Soldaten und Kinder unter zwölf Jahren eingeschlossen waren.

Die Verwundeten und Kranken wurden zuerst durch am 26. Oktober 1689 zwischen Frankreich und Spanien geschlossenen Vertrag geschützt, insofern, als beide Parteien sich verpflichteten, dafür zu sorgen, „daß ihnen auch von seiten des Gegners alle für ihren Zustand erforderliche Pflege zuteil werde, und die daraus erwachsenden Kosten entsprechend liquidiert und der anderen Partei bezahlt würden". Das wurde später allgemeiner Kriegsbrauch, und dabei den Offizieren gestattet, nach ihrem eigenen Ermessen in Hospitälern oder Privathäusern verpflegen zu lassen. Die Krankenhäuser eroberten die die Kranken und Verwundeten darin, sowie die mit dem zurückgebliebenen Ärzte, Feldgeistlichen, Apotheker, Kriegsfeldjäre, Wärter und selbst die zum Schutz des Hospitals gebildeten Wachtmannschaften galten für neutral. In der Kapitulation von Tournay, die am 29. Juli 1709 zwischen dem Prinzen von Savoyen und dem Herzog von Marlborough abgeschlossen ist, war sogar bestimmt, daß kein Offizier, falls er geneigt ist, wegen Schulden oder unter einem anderen Vorwand festgehalten werden dürfe". Verwundete oder Kranke durften

etwa
das letztere Heilung nicht als Kriegsgefangene behandelt werden, das
Bestimmte schon die „Kapitulation“ von Kaiserswerth 1702 und
schon im Jahr 1704, sondern mußten in ihre Heimat entlassen und
nicht Begehrung bedacht sein usw.

Als direkten Vorläufer der Genfer Konvention aber bezeichnen
wir vor allen Dingen die am 7. September 1759 zwischen Fried-
rich dem Großen und Ludwig XV. abgeschlossene sog. „Branden-
burger Konvention“. Folgende Bestimmungen beweisen das:

„Der General en chef — Prevôt généralo seine Lieutenants,
auch andere Offiziers und Gardes vom General-Stabe, der
General-Auditeur, General-Auditeur-Lieutenant und andere, die
Directores, Secretarien und Canzlisten von der Kriegscanzlei,
der Secretari der Generals und Intendants, Bahlmeisters vom
General-Kriegs-Commissariat und anderer Secretarien, die Feld-
prediger, Feld-Postmeister und die übrigen zum Feld-Postwesen
gehörigen Bediente, Couriers, Postillons, Medici, Chirurgen und
Apotheker, die Directores und andere Bediente, so in den Ho-
spitälern und Lazarethen der Armée die An-
sicht haben, die Stallmeister, Haus-Hofmeister,
den Kammerdiener und alle übrige Bediente sollen
nicht zu Krieges-Gefangene gemacht, sondern,
bald als nur möglich, zurückgesandt werden.

„Vonderseitige Blessirte,
in feindliche Hände ge-
raten, sollen nach ihrem Stande
wohlgehalten, und die Arznei
und wohl als auch was ihnen zu
ihrer Verpflegung gereicht
werden, gehörig wieder be-
hebt werden. Auch soll es
verordnet sein, ihnen die benö-
thigte Chirurgos oder Dome-
stiques, welche vorher mit
Verlassports von denen com-
mandirenden Generals ver-
sehen worden, nachschicken zu
lassen. Über das aber sollen
erst wohl diejenige Blessirte
abgeführt werden, als auch die,
so nicht frei sind, unter dem
Schutze und gegebener Salve
des commandirenden Generals zurückgesandt und ihnen
Freiheit accordirt werden, nach ihrer commodität, zu Wasser
oder zu Lande, nachdem es die Zeit und Gelegenheit mit sich
bringen wird, auf dem nächsten Weg weiter transportirt werden,
unter der Bedingung, daß die Gefangenen nicht eher, als bis sie
abgewechselt oder ranzionirt worden, dienen können.

Die Kranken von vorderseitigen Armées sollen nicht als Krie-
ges-Gefangene angesehen werden, sondern vielmehr mit aller
Sicherheit in denen Hospitälern oder Lazarethen liegen bleiben
müssen; auch wird es denen beyden kriegsführenden Armées
erlaubt seyn, denenjenigen eine Wache zu
unterstellen, welche nachher sowohl als die Kranken selbst, mit
den nöthigen Passports von der resp. Generalität versehen, ohne
Hindernisse, auf den nächsten Weg zurückgeschickt werden.
Dergleichen Bewandniß hat es mit denen Krieges-Com-
missarien, Feld-Predigern, Medici, Chirurgen, Apothekern und Ge-
lehrten, wie auch mit denen Krankenwärthern und die ihnen Hand-
arbeiten bestellenden Personen, welche alle als frey angesehen und
unbehindert zurückgeschickt werden müssen.“

Friedrich der Große hatte 1741 zu Grottau einen ähnlichen
Vertrag mit den Österreichern, Ludwig XV. am 27. Februar 1759
Erlaß in Holland mit den Engländern geschlossen.

Wie Dr. Brière mittheilt, hat Moreau 1800 mit dem öster-
reichischen General Kray einen Vertragsentwurf vereinbart, der
schon die Ähnlichkeit mit den der Genfer Konvention zugrunde
legenden Gedanken hat; sein Wortlaut ist in der französischen
Ueberschrift Dr. Brières enthalten.

Urheber dieses interessanten Entwurfs war der berühmte
französische Militärarzt Professor Percy. Zu übersehen ist dabei
jedoch nicht, daß schon vor ihm der Sorbonneprofessor Pey-
rache in seinem 1780 in Paris erschienenen „Histoire de la Chi-
rurgie“ eine „Convention der Souveräne“ verlangte, durch welche
„Kriegshospitäler für unverletzliche Asyl den sich in ihnen
haltenden Kranken und Verwundeten sowie deren Pfleger
gegen Feinde und Verwundete, Ärzte und Pfleger nicht zu Kriegs-
gefangenen gemacht werden dürfen.“

Was nun die vielen im Mittelalter, im 17. und 18. Jahr-
hundert geschlossenen Einzelverträge betrifft, so bekunden alle
— Brière, Gurt, Döfler, Queber u. a. — übereinstim-
mend, daß nicht nur diese Einzelverträge gewissenhaft gehalten

worden sind, sondern daß sie auch in vielen Beziehungen „unein-
geschränkter und ausgedehnter und oft besser, richtiger und prak-
tischer brauchbarer“ als die neueren Deklarationen und Konven-
tionen gefaßt waren. Wenn Gurt z. B. dabei gelegentlich kon-
statirt: „Andererseits zeichnen sich einige Kriege der neuesten
Zeit, wie der Krim-, Italienische und Nordamerikanische Krieg,
sehr unvorteilhaft dadurch aus, daß in ihnen jene humanen Be-
strebungen der früheren Periode nur in äußerst bescheidenem
Maße zur Geltung gekommen sind“; so müssen wir auf Grund
der Kampfesweise unserer Feinde hinzufügen, daß die einfachsten
Bestimmungen der Genfer Konvention von ihnen in einer Weise
übertreten werden, die selbst im Mittelalter als barbarisch an
den Pranger der Öffentlichkeit gestellt worden wäre.

Jedenfalls aber haben Kulturenationen, die so wie Frankreich
und England, von den Kosaken ganz abgesehen, das Völker-
recht und die Gesetze der Genfer Konvention mit Füßen treten,
das Recht verwirrt, über die mittelalterliche Kriegsführung zu
Gericht sitzen zu können. Die Wilden von damals waren doch
bessere Menschen! Auf jeden Fall aber waren sie die klügeren
Menschen, die sich mit Recht sagten, daß durch jede grausame
Handlung gegen feindliche Verwundete auf der andern Seite
noch schärfere Repressalien hervorgerufen und damit eine Kampfweise hätten und drüben
provokiert werden würde, die aber mit dem
eigentlichen Zweck des Krieges nicht
nur nichts gemein habe, sondern ihm
auf die Dauer von großem Nachteil
sein müsse.

Wilhelm Fischer.



Das Chamäleon (*Chamaeleon vulgaris*).

Von J. D. Ungar. (Mit Text).

Gastfreundschaft.

Der Orientreisende Wilhelm
Schimper, welcher sich an-
fangs der vierziger Jahre des vo-
rigen Jahrhunderts in dem noch
wenig bereisten Abessinien auf-
hielt, hat über die dortigen Sitten und Bräuche einen sehr inte-
ressanten Beitrag gegeben. Schimper wollte nämlich, als die Ein-
geborenen, welche er zu naturwissenschaftlichen Zwecken zur Be-
gleitung zu nehmen pflegte, durch die zurückgelegte Tagereise er-
müdet waren, in dem großen abessinischen Dorfe Schomarwa sein
Nachtquartier nehmen. Er ließ hier durch den Soldaten, welchen
ihm ein Fürst des Landes, namens Abie, als Dolmetscher und
Urkundsperson mitgegeben hatte, alles Nötige für sich und sein
Gefolge requirieren. Die Ortsvorsteher bewilligten ohne Umstände
das Verlangte und führten ihn in eigener Person zu einer Häuser-
gruppe. Sobald die Bewohner derselben seine Absicht bemerkten,
setzten sie sich gegen seine Begleiter zur Wehre. Da dieses in der
Regel anfangs der Fall ist, achtete er nicht darauf, sondern trat
unbesangen in den Hofraum ein, ließ sich von den Weibern des
ankommenden Hausherrn einen Stuhl bringen, setzte sich nieder und
rauchte ruhig eine Pfeife abessinischen Tabaks. Diese Ruhe
mochte seinem Wirt als ein Zeichen seiner Bedeutungslosigkeit
oder seiner Furcht erscheinen; denn er näherte sich dem Reisenden
und wollte dessen Mantelzipfel an sein Kleid knüpfen, ein Ge-
brauch, der nur unter Personen gleichen Standes geübt wird
und durch den man andeutet, daß noch eine unentschiedene Streit-
sache auszumachen sei. Sobald Schimper über das Vorhaben
des Mannes im Klaren war, ergriff er ihn und schleuderte ihn
weg. Diese wortlose Erklärung machte sofort allem Streit ein
Ende. Sowie der Hausherr sich von seiner Überraschung ein-
wenig erholt hatte, wies er dem Gast mit vieler Bereitwilligkeit
eines seiner Häuser an und traf in eigener Person alle Anstalten
zu dessen Bewirtung, während die Ortsvorsteher das Nötige
für die Leute desselben aus anderen Häusern beschafften. Schimper
bat sich nun von seinem höflich gewordenen Hausherrn die Ehre
aus, das Abendbrot mit ihm zu teilen, was er mit Bescheidenheit
annahm. „Bei diesem Essen erwies er mir“, erzählte der Natur-
forscher, „die größte Ehre, welche der Abessinier einem Gaste
erweisen kann. Er tauchte nämlich gutes weißes Brot in das
Gemüse ein, rollte es zusammen und gab es mir mit einer ge-
wissen Grazie in die Hand, oder steckte es mir selbst in den Mund.
Dann brockte er Brot ins Gemüse, knetete die ganze Masse mit
den Händen bei ausgepreizten Fingern durcheinander, rieb sie
dann zwischen den Händen zu länglichen Stücken, steckte sie mir
in den Mund und stopfte mich damit, wie man in Deutschland
die Gänse stopft. Man nennt die so bereitete und dargebotene

Speise in Abyssinien Fit-Fit. Man muß schon einige Zeit in dem Lande gelebt haben, um dieses Fit-Fit erträglich zu finden. Aber Gewohnheit und Hunger erleichtern die Sache."

Unsere Bilder

Das Chamäleon. (*Chamaeleon vulgaris*.) Stupide sitzt das Chamäleon auf der eingenommenen Stelle, nur die großen vorstehenden Augen rollen fortwährend und drehend nach Beute ausschauend; sobald diese in greifbare Nähe gerät, öffnen sich die Kiefer und blitzschnell schießt die lange Zunge hervor, an dessen kolbenähnlicher klebriger Spitze das Insekt unfehlbar haften bleibt. Anders es seinen Standort freiwillig oder gezwungen, so hebt sich langsam ein Bein nach dem anderen, gravitatisch und mit Unterstützung des langen Greifschwanzes schiebt es sich ohne sichtliche Förderung weiter, ein Faultier im wahren Sinne des Wortes. Das Verbreitungsgebiet erstreckt sich auf einen großen Teil der Mittelmeerküste, Südpazifik, Nordafrika usw., sowie Kleinasien. Es ist ein ausgesprochenes Baumtier und steigt nur dann zur Erde nieder, wenn von Durst geplagt, oder wenn es Eier ablegen will. Stundenlang vermag es in einer einmal eingenommenen Stellung zu verharren und ebenso ausdauernd auf Raub zu lauern. In der Gefangenschaft kann man sie leicht mit Mehlwürmern erhalten und auch an das Zimmer gewöhnen, wo sie mit Erfolg die Fliegenplage bekämpfen. Die Annahme, daß das Chamäleon willkürlich seine Farbe verändern kann oder Gegenständen anpassen, ist nicht ganz richtig, vielmehr hängt der oft plötzliche Farbenwechsel mit äußeren Einflüssen und Gemütsbewegungen, Hunger, Durst usw. zusammen; in diesen Fällen variieren die Farben von Dunkelgrün bis Gelbgrün, Orange, Grau, Schwarz, Braun, hell- leuchtend, bläulich usw., nur ein vom Kopf bis zum After verlaufender schmaler gelber Streifen und die Innenfläche der Füße bleiben neutral. Chamäleons sind im Sommer zu ganz mäßigen Preisen leicht erhältlich.



Die Naive.

Eine Schauspielerin will bei einem Direktor Anstellung suchen. Auf die Frage, für welche Rollen, entgegnet sie: „Für jugendliche Naive!“ Der Direktor fragt vor Entsetzen in die Höhe. „Jugendliche Naive?“ fragt er, „wie wollen Sie die denn spielen?“ „Na,“ entgegnet ziemlich spitz die Angeredete, „nachdem ich sie nun fünf- undzwanzig Jahre lang gespielt habe, werde ich doch wohl wissen, wie!“

Allerlei

Schn'ppisch. „Weshalb rüden Sie trotz der Kälte so weit fort?“ — fragte ein in einen großen Pelz eingehüllter Engländer einen seiner schönen Nachbarn in einem Ba. „Halten Sie mich für einen Witz im Schn'ppisch?“ — „Rein, ganz für das Ge. entei.“, entgegnete die Dame.

Luxus der Holländer zu Anfang des 14. Jahrhunderts. Die Zusammenkünfte der Holländer aus verschiedenen Städten, des Bogen- schießens wegen, zeichneten sich durch den größten Aufwand in Kleidung usw. aus. Die Schützen gingen in Seide, Damast und der feinsten Leinwand und trugen schwere goldene Ketten von großem Werte. Unter dem weiblichen Geschlechte hatte der Luxus die höchste Stufe erreicht. Die Gemahlin des Königs Philipp des Schönen von Frankreich rief bei ihrem Besuche in Brügge mit Erstaunen und nicht ohne Neid aus: „Ich dachte, ich sei die einzige Königin hier, ich sehe aber sechshundert, und jede sieht reicher und vornehmer aus als ich!“

Marshall Blücher und der Herzog von Wellington. Wie allgemein bekannt sein dürfte, sind die Engländer stets darauf bedacht, den Anteil Blüchers an der Schlacht bei Waterloo zu verkleinern oder ganz zu verschweigen, und ihren Feldherrn Wellington zum „Sieger von Waterloo“ zu hem- peln. Daß der Herzog selber seinem treuen Mittämpfer mehr Gerechtigkeit widerfahren ließ, beweist folgende „geschichtliche Anekdote“, die sich in ihren Geschichtsbüchern findet. Nach der Schlacht von Waterloo wünschte Ludwig der Achtzehnte, Frankreichs neuer König, dem greisen Blücher den Orden des Heiligen Geistes zu verleihen. Er aber war durchaus nicht willens, ihn anzunehmen. Er konnte nicht vergessen, wie lange Jahre Napoleon Preußen in den Staub getreten hatte; ihm war Frankreich und alles, was von Frankreich kam, verhaßt. Der Herzog von Wellington aber bemühte sich, ihn zur Annahme dieser königlichen Achtungsbezeugung zu überreden. Voll grimmen Humors antwortete ihm Blücher: „Wenn ich es tue, so würde ich ihn nicht anders tragen als auf dem Rücken.“ — „Das tun Sie nur, Mar- shall Vorwärts,“ erklärte ihm der Herzog, denn „Marshall Vorwärts“ hatten die Russen den Alten genannt, weil er in den Schlachten immer vorausführte. „Wenn Sie den Orden auf diese Weise tragen, werden Sie damit ausdrücken, wie hoch Sie ihn bewerten, indem Sie ihn an eine Stelle hängen, wo die Feinde ihn niemals bekommen können.“

Gemeinnütziges

Winterwanderungen. „Dem Gott will rechte Günst erweisen, den schickt er in die weite Welt; dem will er seine Wunder weisen in Berg und Wald, in Strom und Feld.“ So singt unser Dichter Eichendorff über das Wandern. Wandern, welch köstliches Vergnügen! Welche Labung für

Geist und Körper! Im Frühling, Sommer und Herbst, da geht es hin in Gottes herrliche Natur, aber wenn Winter im Lande herrscht, da wollen die wenigsten von einem Wandern im Freien etwas wissen. Auch zur Winterszeit und zur Vorfrühlingszeit soll unsere Jugend hinter dem Ofen hocken. Hinaus ins Freie! Auf den Eisplatz und schönen, klaren Wintertagen hinaus in den Wald oder bis in eins- nächsten Dörfer. Beim tüchtigen Wandern wird's einem warm, wird das die Baden rot machen, und was für gesunden Appetit be- man von einem solchen Spaziergang mit nach Haus! An ein Erfälte bei einer Winterwanderung nicht zu denken, wenn man warm ange- ist (nicht übermäßig verpackt) und fleißig marschiert. Stets hierbei die Nase atmen, nicht durch den offenen Mund. Allen Kindern, die in der Schule beschäftigt sind, sind solche Winterspaziergänge nicht zu empfehlen. Die Lungen atmen gierig die reine frische Luft ein, wie frisch und neugefärbt wird sich ein jedes Kind nach einer Wande- zur Winterszeit fühlen. — Was hat hierbei die Natur nicht alles Schöne erzählen! Dort der stille Weiher, dunklen Tannen umrahmt, da die beieinanderstehenden Häuschen des Dörfchens, aus deren Schornsteinen Rauch in vielfachen Windungen zum mel emporsteigt, und vor uns die Sonnenscheine wie mit Tausenden Diamanten überfärbt erscheinende, in- tendes Weiß getauchte Landschaft. Die im Frost erstarrten Bäume des des erschließen uns eine förmliche derwelt. Man muß nur Augen ha um all die Schönheiten zu sehen. Al- tern, nehmt eure Kinder bei der und wandert mit ihnen auch im durch Gottes herrliche Natur. Das so empfängliche Kinderherz wird jubeln des Winters Pracht. Aber noch ein- sondere Belohnung bringt euch Winterwandern. Es schafft euch krä- gesunde Kinder. Ein Lohn, der gar hoch genug zu schätzen ist.

Fettmachen von Fruchthühnern. ist zu vermeiden, ihn in Ölfischen zu g- Das Fleisch nimmt den Ölgeruch an

Ein Alter von zwei bis drei Jahren ist für Gänse das geeig- für die Nachzucht. Wenn man dagegen für Gänse keine Alters- festsetzt und von älteren Tieren recht gute Nachkommen erhält, so ist zehnte Lebensjahr doch die äußerste Grenze.

Gegen Federmilben, fälschlich auch Hühnerläuse genannt, sind W- Wasserbäder mit 1—2 Prozent Lysol von bestem Erfolg. Nach dem bleiben die Hühner bis zum vollkommenen Abtrocknen im warmen M-

Schadfruchtmieten verlangen bei wechselvoller Wite- rung die unausgesetzte Aufmerksamkeit des Landwirts. Sie sind bei mildem Wetter sorgfältig zu lüften, damit die eingewinterten Früchte nicht faulen.

Um einen Schleifstein nutenfrei zu halten, empfiehlt es sich, vor und nach dem jedesmaligen Schleifen eine alte Rapsel wenige Minuten hindurch quer auf den laufenden Stein zu halten. Auf diese Weise werden dann die einge- schliffenen Nutenfänge am einfachsten beseitigt.

Logogrifh.

Wenn mit dem F sie kommen, Entsteht ein glänzend Kleid. Wird G dafür genom- men, Hört man sie weit und breit.

Aufius hat.

Schiebe-Rätsel.

NAGEL
RODUNG
HOCHZEIT
RATSHERR
REHGEHOERN
WAGENRAD

Vorstehende Wörter sind seitlich so zu ver- schieben, daß drei be- nachbarte senkrechte Buchstabenreihen, von oben nach unten gelesen, drei berühmte Männer nennen. L. Legler.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Homonymas in voriger Nummer: Granaten.

Alle Rechte vorbehalten. Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Meißner, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Wölfler in Stuttgart.